Im Schafloch

Autor(en): **Amstutz, Ulrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 18

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-754617

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Im Schafloch

VON ULRICH AMSTUTZ

Es ist Frühsommer und ein klarer, warmer Tag.

Seit drei Stunden steigen sie nun den Berg hinauf. Er voran, sie hintendrein. Hie und da bleibt er stehen und prüft, ob sie nachkommt, frägt dann lächelnd zurück: Geht's noch? Oder: Drückt dich etwa der Rucksack? Ich bürde ihn gern über den meinigen. Sie wehrt immer ab, darum steigen sie wiederum schweigend bergan, und man hört nichts, als die Spitzen ihrer Stöcke aufs Gestein schlagen. Nur wenn ein gar schmales Gratweglein zu gehen ist, wartet er und faßt sie wortlos bei der Hand. Dann hat sie das Gefühl, nun könne ihr auf der Welt nichts geschehen.

Lu und Dolf haben nun jene Felsenplatte erreicht, die in ihrem Feriendorfe die Stumpfnase, il naso canuso, heißt. Sie sitzen nieder und legen die Rucksäcke neben sich. Tief unten liegt der Lago morte in die grüne Mulde gebettet, etwas unheimlich mit seinem bewegungslosen, großen und grünlich glänzenden Auge. Aber der Ginster blüht ringsum und glüht in der Sonne wie goldene Flammen. Es ist einsam hier und still, kaum daß einmal ein Habicht auffliegt oder eine Bergmaus das Schlupfloch wechselt.

Lu muß allem eine hübsche Note geben. Darum breitet sie ein weißes Tuch über den Boden, wenn sie zum Essen rüstet, um bald aus diesem, bald aus jenem Rucksack etwas herauszunesteln. Dolf sucht Steine zusammen, um die Flamme des Trockenspiritus unter dem Kochtopf gegen den Windzug zu schützen.

Plötzlich ruft Lu, sichtlich erschreckt: Dolf, warum hast du die Pistole mitgenommen? Lu scheint vom Anblick der Waffe wie gelähmt, denn sie blickt eine Weile entsetzt auf das kalte, dunkelglänzende Eisen in ihrer Hand, bevor sie die Waffe mit einer Geste des Ekels zurücklegt. Für alle Fälle, erwidert Dolf, bitterlich lächelnd. Man kann nie wissen.

Während des Essens fragt Lu: Warum sind eigentlich Franz und Berta nicht mitgekommen?

Berta ertrage keine größeren Anstrengungen und auch die Hitze schlecht, sagt Dolf.

Sie essen schweigend weiter, bis Dolf nach dem Blick auf die Uhr mahnt: Wir müssen weiter, du, sonst . . .

Schade, daß die Zeit rinnt. Hier ist es schön und friedlich. Man fühlt sich frei und unbeschwert.

Sie steigen wieder bergan, unentwegt, gleichmäßig ausschreitend, geübten Berggängern gleich.

Oben auf dem Scheitel des Berges aber stehen und staunen beide stumm und schönheitstrunken in die Welt ringsum. Vor Ergriffenheit sucht eines des andern Hand, und ihre Augen leuchten zueinander, als sie sich finden. Ueber ihren Köpfen reisen zwei Mäusebussarde, die Lu schwärmerisch stimmen. Die Vögel sind ihr Boten des Himmels, den Segen dieser Stunde zu bringen.

Dolf muß lachen über Lu. Dann mahnt er gleich wieder: Du, es ist Zeit zum Rückweg.

Lu streckt jetzt beide Arme zum Himmel und ruft, strahlend vor Jugend und Lebensfülle: Du schöne Welt! Du herrliche Welt! Und frägt mit dem Blick im Himmel: Dolf, könnten wir nicht oben bleiben und in den nächsten Tagen noch einige dieser harmlos-schönen Gipfel machen . . .?

Schon, aber länger als für zwei Tage reicht unser Proviant nicht aus, rechnet er. Und ergänzt: Aber sicher hat es auch Sennen auf diesen Bergen, die uns Käse und Brot verkaufen. Sofort erhellt sich Lu zu leuchtender Freude, und Dolf ist es eine tiefe Genugtuung, mit Lu allein zu sein; sie ist sein Glücksziel und die Sehnsucht seines geraden Herzens.

Die beiden machen nun Pläne und suchen sofort nach einer Hütte für die Nacht. Nach etwa zwei Stunden finden sie eine, halb Stall, halb Kochraum, mit einem Haufen modrigen Heues in einer Ecke.

Lu findet den Unterschlupf romantisch und reizend. Sie ist ganz harmlose Ausgelassenheit und pfeift und sümmelt alle Lieder, die sie kennt, durcheinander. Sie wundert sich, daß sie keine Flügel hat, so leicht und gehoben fühlt sie sich. Einstweilen klettert sie über das Dach der Hütte, um besser auszuschauen, wie sie sagt.

Dolf bereitet inzwischen das Nachtmahl: Tee, Brot und Speck mit Eiern. Mehr gibt es nicht, denn wir müssen einteilen.

Es sei mehr als fürchterlich, meint Lu. Aber nach dem Essen werden beide still. Die Nacht sinkt nieder. Der Mond kommt nicht. Um den Raum zu erhellen, knipsen sie die elektrische Taschenlaterne an und stellen sie in eine Steinritze.

Es ist doch blöde, daß die anderen nicht mitgekommen sind. Nun denken deine Leute wieder weiß Gott was von uns, rempelt Dolf mitten aus dem Aufräumen.

Aber Lu widerspricht: Wieso? Unsinn, Dolf, es ist doch nichts dabei. Und übrigens: mögen sie. Ich mache mir nichts daraus.

Das sagst du so, Lu, widerspricht Dolf. Aber ich. Ich mag nicht grundlos verdächtigt werden. Ja, wenn alles anders wäre, dann könnten mir Franz und Berta gestohlen werden, aber so . . . Er vollendet den Satz nicht, weil er Lus gequältes Gesicht erblickt. Er hilft ihr vielmehr, das vorhandene Heu gleichmäßig auf zwei Ecken zu verteilen. Denn sie sind beide müde, und augenblicklich sehnen sie sich danach, die Glieder zu strecken.

Dolf knipst das Licht aus. Es wird stockdunkel im Raum. Und jedes tastet sich wortlos nach seiner Schlafstelle. Sie schließen die Augen. Aber schlafen können sie nicht. Es steht ein Unsichtbares zwischen ihnen: der

ER und SIE

Die Arbeit ist verschieden.
Das Stärkungsmittel ist dasselbe.

OVOMALTINE
hält die Werktätigen in Form

OVOMALTINE
hilft des Tages Arbeit gut ertragen

In Büchsen zu Fr. 3.60 und Fr. 2.– überall erhältlich.

DR. A. WANDER A. G. / BERN

Kobold der Sehnsucht und Verlegenheit. Es ist auch heiß in der Hütte und dumpf die Luft. Dann behorcht jedes die unruhigen Bewegungen des andern. Und sie denken beide: mit manchem ist es nicht so einfach wie man denkt. Mit dem Schlaf zu zweien zum Beispiel.

Nach einer Weile, es mögen etwa zwei Stunden vergangen sein, erhebt sich Dolf vom Lager und tastet sich vorsichtig nach dem Ausgang. Er will Lu nicht wecken. Sie aber richtet sich sofort auf und fragt in die Dunkelheit: Was hast du, Dolf? Liegst du nicht gut?

Er frägt zurück: Warum schläfst du nicht?

Kann man denn schlafen in dieser Hitze?

Eben, — zwar: deswegen könnte ich schon. Aber mit dir, Lu, hier! Hoch über der Welt und ganz allein. Du weißt schon . . .

Sie seufzt gequält, und er sagt: ja, ich weiß, ich will auch gar nicht weiter davon reden! Nur, du mußt begreifen, ein Mann kann das nicht verstehen: ein junges Mädchen geht mit ihm, viele Monate lang und liebt ihn nicht.

Lu verwahrt sich: Ich habe dich doch gern. Du bist doch mein Freund; der beste Freund, den es gibt. Ich möchte mit keinem andern gehen, um keinen Preis, aber, — du lieber Gott, es ist immer die gleiche Geschichte. Dolf, begreife doch endlich, daß ich nicht kann. Wir Frauen sind eben anders oder anspruchsloser, ich weiß nicht. Ihr denkt: ich wünsche etwas und es ist selbstverständlich, daß sie das auch wünscht. In diesem Augenblick. Und ist es nicht, so seid ihr beleidigt oder fühlt euch unverstanden und zurückgesetzt. Sie atmet schwer und starrt eine Weile in die Nacht. Das Unsichtbare steht, wie schon oft, wieder drohend zwischen ihnen. Dann fährt sie mit weicherer Stimme fort: Nicht grollen, Dolf, aber weißt du, ich rede mir gar nichts ein. Ich bin gewiß nicht anders als die anderen. Aber ich glaube, ich warte auf etwas — — auf etwas — ich kann es nicht so sagen. Ich weiß nur, daß es noch nicht gekommen ist, das, auf das ich warte. Und doch, ich gebe zu, ich sehne mich nach Liebe, ja furchtbar sogar. Sie lacht plötzlich krampfhaft und verbessert sich: Aber das Wunderbare, Unüberwindliche muß mit ihr eins sein. Es muß etwas damit zusammenhängen, dem man sich hemmungslos ergeben muß, denn es soll schön sein, großartig sein und etwas in uns einreißen, wie ein Strom, der von der Fülle des himmlischen Segens die Ufer überquellt und unbekümmert um Blumen, Gärten, Früchte und wohlgezirkelte Gassen alles niederwalzt, was nicht weicht oder sich nicht ergibt. Sie spricht rasch, mit stoßendem Atem und leidenschaftlich erregt.

Dolf schaudert, weil er glaubt, ihren heißen Atem auf sich zu spüren. Aber es ist gut, daß er ihre verzerrten Züge nicht sieht und undurchdringliche Dunkelheit sie umhüllt.

Ja, ja, unterbricht er sie hastig, höre auf, ich weiß es ja längst, daß ich eben der nicht bin, der solche Gewalt über dich bringt. Und dann sehr bitter: ich bin nur gut als Kamerad, als Cavaliere servente, als Beschützer. Und grollend: ich bin vielleicht nur zu gut erzogen und habe zu viel Achtung vor der Freiwilligkeit. Aber . . . Nein, fährt er ruhiger fort: reden wir nicht mehr darüber. Nur noch das eine: ich habe dich lieb, du weißt es. Ich kann mich lange von dir lösen wollen, es geht nicht. Ich bin nun einmal so. Und eben deshalb macht es mich halb rasend zu denken, daß du eines Tages zu einem andern Ja sagst, und wie schön es jetzt sein könnte, wenn es anders wäre.

Ach Dolf, ich ärgere mich ja selber über mich, flüstert Lu in die Nacht. Aber ich kann nicht anders. Sobald du davon sprichst oder ich nur fühle, daß du daran denkst, — denn das fühle ich ganz deutlich, du kannst es mir glauben —, so bin ich wie mit Stricken gebunden und kann nicht aus mir heraus. Und du wolltest doch nicht, daß ich dir zuliebe heuchle und etwas tue, das mich nachher reut und quält, und . . .

Nein! das nicht, stößt Dolf wild heraus, und tastet sich im nächsten Augenblick vollends dem Ausgange zu.

Lu empfindet sofort die Einsamkeit in der Hütte und wird befangen. Sie ist zwiespältigen Wesens. Sie empfindet die werbenden Worte ihres Kameraden wie einen schützenden, warmen Mantel um sich. Und zugleich wehrt sich alles in ihr gegen eine strömende Süße im Blut.

In den Halbschlummer, der sie bald umfängt, steigen die Bilder der gemeinsamen Kindheit. Da ist die stille Gasse der Stadt am Fluß, mit ihren Düften nach Pferden, Schmiederauch, Eisen und Hobelspänen. Sie, ein kleines Mädchen, die fliegenden Zöpfe im Wind, pendelt zwischen zwei Werkstätten hin und her. Hier ihr Vater, der mit feinem Verständnis alte Stilmöbel schafft, und die Mutter, die hinter den Geranien sitzt und irgend etwas stichelt. Oben im Kehr die Schlosserei, darin Dolf das Rad ihres Puppenwagens flickt. Natürlich, er ist viel älter als sie, aber ein guter Bursche. Deshalb kam sie ihm auch einmal zu Hilfe, als er mit drei Buben Händel hatte und sich furchtbar wehren mußte. Damals eilte sie mit ihrem Spielkesselchen voll Wasser dazwischen und begoß die Widersacher. Wie die Buben auseinanderstoben! Wie Dolf sie betreten anstarrte! Völlig, als wäre sie eben vom Himmel gefallen. — — — Und jetzt? Dolf ist Schlosser und Automechaniker beim Vater. Etwas ruhiger im blauen Ueberkleid sieht er aus, während sie blitzsauber, in hübschen Kleidern, durch die Gasse weht . . .

Seit einem halben Jahr hat er ein Motorrad, und sie ist Gast auf dem Soziussitz. O, diese sausenden Fahrten ins Land, — die sind ihr Fall. Sonntags im Grünen und Freien, manchmal auch abends gegen den Wind und das Wetter, das liebt sie. Im Winter fahren sie auf den Hölzern in der weißen Pracht. Und jetzt verbringen sie mit Kameraden einige sonnige Ferientage am oberitalienischen See. Eine Krone des Erlebens hätte der gestrige schöne Wandertag werden können, wenn Dolf nur nicht immer Töne anschlüge, die sie nicht liebt. Ach, daß man doch weder Mädchen noch Bursche, sondern einfach Mensch sein könnte. Sie seufzt.

In ihre Gedanken schleicht sanft der neue Tag. Da erhebt sich Lu mit einem Ruck, schüttelt ihr Haar und richtet ihr Kleid.

Auf einem Stein vor der Hütte sitzt Adolf und blickt sinnend geradeaus. In seinen dunklen Haaren spielt der Morgenwind. Wie er jetzt sein Gesicht zu ihr emporwendet und fragt, ob sie gut geschlafen habe, bemerkt Lu tiefe, dunkle Schatten unter seinen Augen und eine herbe Falte von der Nase nach dem Mund gehen.

Stoffe, die dem Knittern widerstehen!

Eine Erfindung von Tootal! Durch das neue, in allen Ländern patentierte Antiknitter-Verfahren werden Baumwollstoffe und Kunstseide so präpariert, daß sie dem Knittern widerstehen. Nur Stoffe mit der Bezeichnung **Tootal-Antiknitter-Gewebe** besitzen diese wertvolle Eigenschaft. Es sind dies: Voiles fantaisie, leicht oder schwer, côtelés, gestreift oder Karros, bedruckte und gewobene Stoffe (Marke „Robia“) und kunstseidene Gewebe (Marken „Tootress“, „Tootal-Foulard“, „Taffetas“, „Chiffon“). Sie finden jetzt eine reichhaltige Auswahl auserlesener Dessins in allen guten Stoffgeschäften.

TOOTAL-Antiknitter GEWEBE

mit der Tootal-Garantie

Ich habe gar nicht geschlafen, erwidert sie, und stellt fest, daß ihr Wanderkamerad eigentlich ein hübscher Bursche ist. Sie lächelt aus mitleidigem Herzen zu ihm nieder und fühlt einen wohligen Strom in ihrem Blut, denn eben färbt die aufsteigende Sonne den Himmel feurigrot. Zugleich kreist senkrecht über ihrer Hütte wieder ein großes Vogelpaar. Lu reckt die Glieder und fühlt sich glücklich. Wenn Dolf jetzt aufspränge und sie an sich risse, einfach, kurzerhand und ohne Worte, sie wäre ihm willenlos und mit einem heißen Gefühl des Geborgenseins in die Arme gesunken.

Aber Dolf steht nur langsam und müde auf und sagt: Also dann, so machen wir uns ans Kochen. Willst du nach Wasser fahnden? Nicht weit von hier muß irgendwo ein Bächlein sein.

Enttäuscht trollt Lu davon.

In der Mitte dieses Vormittags treffen sie überraschend auf einen Menschen. Ein wilder Kauz von Berggeist sennt mit einem Rudel Ziegen und Schafen einen kleinen appetitlichen Käse. Lu und Dolf freuen sich dieser Gelegenheit, und Dolf handelt dem Mann einen halben Laib Käse ab. Dann ziehen die beiden nach einigem Kauderwelsch über Matten und Höhen weiter.

Lu und Dolf sind guter Dinge. Hie und da wird ein Jauchzer in die Täler geschickt, die unbewohnt und wildzerklüftet sind. Vergessen ist von beiden das Quälende der Nacht, sie freuen sich der Stunde, und die Wandermühsale, die ihnen der Aufstieg zum nächsten Gipfel bereitet, erfüllen sie mit einer großartigen Kraftfreude.

Nun geht es beschwerlich aufwärts, oft zwischen niedergestürzten, wildversäten Steinen durch, dann neben stachligem Gestrüpp vorbei und über Moräne. Mehr als einmal steht Adolf still und kundschaftet bei Lu, ob sie vielleicht lieber umkehren würde.

Warum nicht gar, erwidert sie, man muß immer durchführen, was man sich vornimmt. Dagegen kann Dolf nichts einwenden.

Doch das Bergland wird immer unwirtlicher. Geröllhalden wechseln mit Sümpfen ab. Weglein gibt es längst keine mehr. Sie müssen auf gut Glück hin steigen, immer den Gipfel als Richtung weisend vor sich. Aber oft entschwindet er hinter einer Felsennase, oder er wird durch tiefe Schrunen von ihnen getrennt, in denen noch meterhoher Schnee liegt und sie von einer unheimlichen Verlassenheit ergriffen werden.

Dolf fühlt immer eindringlicher, daß sie ein sinnloses Unternehmen ausführen. Aber er spricht nicht darüber zu Lu, fürchtend, bei ihr mit seinem Einwand nur ihre Abenteuerlust zu reizen.

Am Rande einer Steinwüste sagt Lu ganz unvermittelt, indem sie jäh stehen bleibt: Ich bin müde und hungrig.

Gut, erwidert Dolf, sich den Schweiß von der Stirne wischend, denn eine schwüle und dumpfe Luft strömt ihnen aus den Felsen entgegen. Gut, sagt er noch einmal wie zu sich selbst, und hängt den Rucksack an eine Felszacke.

Um Tee kochen zu können, muß Lu Schnee holen, denn Wasser ist ringsum keines zu finden. Doch das Mittagsmahl mit dem Alpenkäse schmeckt ihnen ausgezeichnet. Bald legt sich jedes hinter einen Felsblock, um zu ruhen. Sie schlummern auch beide sofort ein, denn die Wanderung nach der schlaflosen Nacht war anstrengend und der heiße Frühsommertag müdemachend. —

Sie erwachen beide auch fast gleichzeitig wieder, und Dolf stellt fest, daß eine Stunde vergangen ist. Aber was ist das? Geschehen noch immer Wunder auf dieser verzwickten Welt? Der Himmel wird dunkelviolett und braungelb gegen Italien zu. Die Sonne ist verschwunden, und nur weißglühende Wolkenränder deuten ihren Stand an.

Lu springt als erste auf und lacht gezwungen: Sankt Peter hat die Sonne in einen Kohlensack gesteckt. Was soll das heißen? Was soll dieser Wüstenwind?

Die Welt verwandelt sich, meint Dolf, und es soll scherzhaft klingen, aber es ist ihm nicht recht geheuer, denn gerade jetzt verschlägt ihm ein heftiger und heißer Wind den Atem.

Merkwürdig, sagt Lu, vor einer Stunde war noch das strahlendste Wetter und der Himmel hätte nicht blauer sein können. Jetzt friere ich beinahe und bin doch in Schweiß gebadet. Kannst du dir das erklären, Dolf?

Wir werden in wenigen Augenblicken ein Gewitter haben, rechnet Dolf.

Lu ist etwas unheimlich zumute. Fast kleinlaut sagt sie: Ach, wären wir doch beim Sennen geblieben . . . Da, — der erste Tropfen! Er ist wie gekocht. Und es wird immer dunkler. Es wird geradezu unheimlich, schließt Lu zaghaft.

Komm! mahnt Dolf, wir müssen irgendeinen Unterschlupf suchen.

Schweigsam und mit einem unsicheren Zittern in den Knien ziehen die beiden vorwärts in die Felsen hinein, aus denen es ihnen von Zeit zu Zeit wie Gluthauch entgegenströmt. Der Wind aber rennt sie gleich tollen Hunden an, so wütend geht er an ihre Kleider.

Der erste Blitz zuckt goldig und breit aus den blauschwarzen Wolken, dem ein dumpfer Donner nachrollt.

Nach einigen Minuten schon gießt ein Regen nieder, als würde mit einemmal ein See über die Erde geschüttet. In wenigen Sekunden sind beide bis auf die Haut durchnäßt. Da deutet Dolf nach einem dunklen Punkt am Fuße einer überhängenden Felswand. Er spricht auch etwas, aber Lu kann ihn nicht verstehen, denn der Regen prasselt wie Trommelwirbel, Blitz und Donner halten ein schauerliches Duett, und der Wind orgelt dazu in fürchterlichen Dissonanzen.

In langen Sätzen, wenn es geht, springt Dolf voraus und winkt Lu ab und zu, sie möchte eilen. Er hatte richtig eine Art Höhle entdeckt, die fast völlig trocken war. Und vorhandener Mist darin ließ darauf schließen, daß auch schon Hirten mit Schafen hier Unterschlupf gesucht hatten. Nun waren beide gottfroh darum, denn wer konnte wissen, wann das Gewitter aufhörte. Einstweilen goß und tobte es wie am jüngsten Tage.

Lu und Dolf begannen beide ihre Oberkleider auszuziehen, mühsam, einander helfend, weil die Sachen tropfnaß am Leibe klebten, und Dolf war gerade daran, ein Feuer zu entzünden, um sich daran trocknen zu können, als ein furchtbares Krachen und Niederschmettern beide auffahren und ihre Herzen stocken ließ.

Steinschlag! — sagte Dolf. Gott sei Dank, daß wir hier sind. Draußen ist es nicht geheuerlich. Leicht könnten wir beide zu Brei zerquetscht werden. —

Horch! Wieder ein Schlag und noch einer! Die beiden hocken jetzt am Boden, halten die Beine hochgezogen, blicken mit tränenden Augen in das qualmende Feuer zwischen ihnen und horchen still und gedankenvoll. Auf einmal schießt dicht neben ihrer Höhle ein Sturzbach aus einer Felsenspalte jählings nieder. Bald erhellt sich der Himmel zu schwefligem Graugelb, dann wird es wieder finstere Nacht. Es trommelt eine Zeitlang vor ihrer Höhle und man weiß nicht recht, machen Regen und Sturmwind solchen Lärm oder ist wieder Steinschlag. Plötzlich bricht der Regen wie vom Himmel geschnitten ab und es hat den Anschein, als habe sich das Gewitter verzogen. Der Himmel hellt sich auf. Am Horizont sticht gar eine Sonnenlanze durch die Wolken. Nun sehen sie, vor ihrer Höhle ist eine See. Lu und Dolf blicken sich an, und aus der Bangigkeit ihrer Herzen steigt Ratlosigkeit auf. Sie müssen lächeln, etwas anderes kommt ihnen nicht in den Sinn. Aber jedes denkt dabei: durchwaten hätte keinen Sinn. In dem mit Felsblöcken und Steinen übersäten Boden glitschte man nur aus oder stolperte und könnte sich den Fuß verstauchen. Schöne Geschichte, wenn eines das andere schleppen müßte, denn wo sollte eines Hilfe holen? —

Aha, sagt Dolf, Sankt Peter ist noch nicht fertig mit seiner Stubenputzeten. Und gleich fegt es wie Heulen und Zähneknirschen über die nahen Gipfel daher. Die Hoffnung auf Besserung war trügerisch.

Wir müssen noch etwas warten, sagt Lu, um nur etwas zu reden.

Ich denke das auch, erwidert Dolf und schaut bekümmert zu seinem Wanderkamerädlein hinüber.

(Schluß folgt)